



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

an dem durch die Thätigkeit aller Erzielten ist; so wird der Fleißige viel, der Fauler wenig erhalten, und bald wird es überhaupt keinen Faulen mehr geben.

Vortrefflich! Aber die Buchführung!

Was schreckt Sie dabei? Das bleibt genau so wie jetzt. Meinen Sie, daß nicht auch jetzt der Landwirt, der Fabrikant u. s. w. ganz genau anschreibt, wieviel Stunden jeder ihrer Arbeiter arbeitet?

Nur mit einem Unterschiede, lieber Herr. Sie können doch unmöglich das Opernkomponiren und das Schuhflicken auf eine Stufe stellen und gleichmäßig belohnen. Das giebt also eine Berechnung mit Points, hundertmal komplizirter als beim Fähdriehsexamen.

Sie irren vollständig. Alle Arbeit ist durchaus gleichwertig. Hilft auch das Schuhflicken einem dringendem Bedürfnis ab als das Opernkomponiren, so dürfen Sie es deshalb doch nicht höher im Werte taxiren; noch viel weniger umgekehrt. Sie können sich nur noch nicht von der Anschauung losmachen, die materielle Arbeit, welche jetzt den niedern Volksklassen obliegt, sei weniger wertvoll als die feinere geistige der höhern Klassen. Das fällt schon dadurch über den Haufen, daß es keine höhern und niedern Klassen mehr geben und daß niemand mehr das Privilegium haben würde, sein Leben in vornehmer Nichtsthun hinzulottern. Und nun sagen Sie selbst, Herr Baron, wird das nicht ein weit vollkommener und weit würdigerer Zustand sein als der jetzige, wo eine geringe Anzahl obenstehender alle Freuden der Erde genießt und den untern eine Existenz bleibt, die weit schlimmer ist als die des Viehes, weil voll bewußten Elendes? Sie glauben an Gott — kann es der Wille Gottes sein, daß dasjenige daure, was jetzt ist? Nein! es kann nicht dauern, es darf nicht dauern und es wird nicht dauern, so wahr die Sonne am Himmel steht; und wenn es Ihnen in Wahrheit Ernst ist um Gerechtigkeit und Menschenliebe, so müssen auch Sie Ihre ganze Kraft dafür einsetzen, daß es anders werde.

(Schluß folgt.)



Notizen.

Zum hundertjährigen Jubiläum einer deutschen Zeitung.*) Die Entstehung und Entwicklung des Zeitungswesens harvt noch ihres besondern Geschichtschreibers. Was bisher vorliegt, ist noch mangelhaft und dürftig, und die Lücken der Forschung sind nicht selten durch die Phantasien des Schriftstellers ausgefüllt worden. Die Geschichte des deutschen Journalismus von Prutz (1845) ist weder

*) Geschichte des Schwäbischen Merkurs 1785—1885 von Dr. Otto Eiben. Stuttgart 1885, Verlag und Druck des Schwäbischen Merkurs, für den Buchhandel bei P. Neff. Grenzboten IV. 1885.

vollständig noch erschöpfend; während er z. B. des Hamburgischen Korrespondenten, der im letzten Jahre seine Säkularkfeier beging, Erwähnung thut, fehlt — so weit wir uns erinnern — der Schwäbische Merkur gänzlich. Dieser hat am 30. Oktober 1785 in Stuttgart das Licht der Welt erblickt, und zur hundertjährigen Wiederkehr dieses Tages hat der Chefredakteur und Nachkomme des Stifter's Dr. Otto Elben eine Geschichte dieses Blattes herausgegeben, welche wert ist, als Beitrag zur deutschen Geschichte der letzten hundert Jahre auch die Aufmerksamkeit eines größern Kreises auf sich zu ziehen.

Wir haben in diesen Blättern oft genug Gelegenheit gehabt, der Tagespresse mit wenig Wohlwollen gegenüber zu treten, und uns nicht selten gerade in den wüsten Parteikämpfen der Gegenwart die Frage vorgelegt, ob die Segnungen der Gutenbergischen Erfindung in der periodischen Presse des neunzehnten Jahrhunderts nicht zum Fluch geworden sind. Mit umso größerer Freude erfüllt es uns, in dem Schwäbischen Merkur eine ehrenvolle Ausnahme gefunden zu haben, der während der ganzen Zeit seines hundertjährigen Bestehens stets die nationale Fahne hochgehalten und nicht wenig dazu beigetragen hat, den Süden mit dem Norden unse's Vaterlandes zu verschmelzen und auf dem Wege zu wandeln, den Deutschlands erster Kaiser und erster Kanzler dem Volke angebahnt haben.

Die Anfänge dieses Blattes, von dem die erste Nummer in Facsimiledruck beigegeben ist, waren recht schwer. Der Stifter Christian Gottfried Elben (am 4. Mai 1754 in Zuffenhausen geboren) konnte als Sohn eines armen Schullehrers nur unter den unfäglichsten Entbehrungen sich auf der Tübinger Hochschule seine reichen Kenntnisse erwerben. Es war ihm aber bei aller Mühe nicht möglich, aus seinem Elend herauszukommen, und so machte er sich im Mai 1774 auf, um von einem ältern Bruder Unterstützung zu erlangen. Auf dem Wege fiel er preußischen Werbem in die Hände, und er wurde als preußischer Rekrut nach Soldin gebracht, wo er vier Jahre lang in dem harten Soldatendienste des großen Preußenkönigs stand. Trotz dieser schweren Zeit verlor er die Vorliebe für den letztern nicht, ja vielleicht lehrte gerade diese Beobachtung des preußischen Wesens ihn trotz des eignen persönlichen Ungemachs die Bedeutung desselben schätzen. Denn als er 1785 mit Hilfe eines noch vorhandenen Zeitungsprivilegiums auf eigne Kosten den Schwäbischen Merkur begann, so zeugten schon die ersten Jahrgänge von der Bewunderung, von der Süddeutschland für Friedrich erfüllt war. Elben hat später auch die Anerkennung im eignen Vaterlande gefunden, indem er, während er die Redaktion der Zeitung fortführte, zum Professor der Geographie an der Karlschule ernannt wurde. Mit dem „Merkur“ wurde die ursprünglich in Eßlingen erschienene „Schwäbische Kronik“ verbunden, und in dieser Gestalt hat sich die Zeitung bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Geschichte des Blattes ist ohne eine Geschichte der Zeit nicht zu schätzen, und Dr. Elben hat es verstanden, beide in billigem Maße zu verbinden. Bemerkenswert sind die richtigen Urteile, mit denen das Blatt die französische Revolution begleitete und sich trotz der anfänglichen Begeisterung für die neuen Ideen der Freiheit weder in seinen politischen noch in seinen nationalen Gedanken blenden ließ. Die schwere Zeit der napoleonischen Herrschaft erstickte diese Gesinnung nicht, sondern machte nur unter dem Druck der Zensur die freiere Regung eine Zeit lang verstummen. Aber kaum war der Frühling der Freiheitskriege angebrochen, als der „Merkur“ auch sofort mit aller Begeisterung gegen den Erbfeind und für eine Einigung des Vaterlandes auftrat. Nach Beendigung des Krieges brachten die politischen Ereignisse des engeren Vaterlandes und die württembergischen Ver-

fassungskämpfe dem Blatte eine neue Entfaltung, die sich aber mehr auf Württemberg beschränkte, bis das Jahr 1847 die Blicke wieder dem großen Ganzen zuwandte. Am 17. Mai 1847 erscheint zum erstenmale der Name des Herrn von Bismarck-Schönhausen; es wird über seine Rede berichtet, in der er die Infimiation, als ob im Jahre 1813 gegen die Knechtschaft im Jütern gekämpft worden sei, als die Nationallehre beleidigend, entrüstet zurückwies. Die Bewegung des Jahres 1848 führte zum Erscheinen von Leitartikeln und brachte ansehnliche Mitarbeiter, wie Uhland, Strauß, Mümelin. Immer aber wird die nationale Einigung hochgehalten und auf die Hegemonie Preußens als auf „den Gang und Willen“ der Weltgeschichte hingewiesen. Die politische Versumpfung der fünfziger Jahre ließ in dem Blatte die Behandlung wirtschaftlicher Fragen mehr in den Vordergrund treten, zumal da List, Pfizer und insbesondere auch Schäßfle, letzterer sogar eine Zeit lang als Redakteur, thätig daran arbeiteten. Zuletzt gab es keinen Namen von gutem Klang in Süddeutschland, der nicht dem „Merkur“ einen Beitrag geliefert hätte, Wischer, Zeller, Köstlin, Barnbüler, denen sich später auch wackere Männer aus dem Norden anschlossen. Bekannt ist, daß nach den Ereignissen von 1866 der „Merkur“ es war, der sofort für einen engen Anschluß an den Norddeutschen Bund eintrat und nicht wenig dazu beitrug, daß sich dieser Eintritt nach dem Siegeslauf von 1870 in möglichst nationalem Sinne verwirklichen konnte. Freilich ist in dieser Beziehung noch nicht alles bekannt geworden, und es wird erst einer spätern Zeit vorbehalten sein, auch die nationale Wirksamkeit solcher Männer kennen zu lernen, welche der unermüdlische Parteihaf als Gegner der nationalen Sache hinzustellen sich bemühte. Insbesondere wird die spätere Geschichte auch dem nationalen Wirken des Ministers von Barnbüler gerecht werden, welcher gerade in den letzten Zeiten seines Ministeriums von dem „Merkur“ nicht immer freundlich behandelt worden ist. Wir konstatieren aber mit Anerkennung, daß in der vorliegenden Geschichte alles vermieden worden ist, was eine Gegnerschaft wachrufen könnte.

In der Epoche der neuen Wirtschaftspolitik hat der „Merkur“ sich von Anfang an auf die Seite unsers großen Staatsmannes gestellt und schon im Beginne diejenigen Grundsätze vertreten, zu welchen sich die Nationalliberalen erst nach trüben Erfahrungen in dem sogenannten Heidelberger Programm wieder emporgerafft haben.

Die Säkularsfeier des Schwäbischen Merkurs war zunächst ein Fest der schwäbischen Heimat; König, Hauptstadt und Land haben sich gleichmäßig daran beteiligt, und die Jubiläumstiftung, welche von den Eigentümern für die Altersversorgung der Angestellten gemacht worden ist, beweist, daß auch das sozialpolitische Programm des Reichskanzlers nicht nur in dem Blatte seine Verteidigung, sondern auch, soweit es in dessen Kräften liegt, eine Verwirklichung gefunden hat. Die Feier findet aber auch im Norden einen lebendigen Wiederhall; auch wer sich nicht zu den politischen Grundsätzen der Zeitung bekennt, wird ihr seine Hochachtung nicht versagen und es besonders rühmend hervorheben, daß dieselbe sich während des langen Zeitraumes von hundert Jahren stets in würdigen Bahnen bewegt, das nationale Interesse niemals dem Parteigetriebe hintangeseht und das ihrige dazu beigetragen hat, daß der Main Deutschland verbunden und nicht getrennt hat.

Wird einmal ein Berufener sich finden, der eine Geschichte des deutschen Zeitungswesens zu schreiben versteht, dann wird sicherlich auch für den „Merkur“ ein Ehrenplatz bereit sein. Daß er sich denselben auch für die spätere Zeit bewahren möge, ist der Glückwunsch, den wir — wenn auch verspätet — doch herzlich der süddeutschen Kollegin zurufen.

Etwas vom Christbaume. Die Geschmäcke sind bekanntlich verschieden. So möge es denn auch in Sachen des Christbaums einmal einem gestattet sein, seine von der herrschenden abweichende Meinung zur Geltung zu bringen. Nicht als ob ich etwas gegen die liebliche Sitte des Christbaums selbst vorbringen wollte — obwohl mein Haus kinderlos ist, so möchte ich doch um alles das brennende Bäumchen nicht missen. Aber ich kann den angeblichen „Schmuck“ desselben nicht leiden. Ich weiß recht wohl, daß viele Leute sich garnicht genug thun können, buntes Papier und ähnliche Kinkerlitzchen an den Christbaum zu hängen, um ihn „recht schön aufzuputzen,“ und voriges Jahr brachte eine Familienzeitung sogar eine förmliche Anleitung, Sterne u. dergl. auszuschneiden, um den Baum über und über zu bekleben, daß der Baum selbst unter diesem „Schmucke“ fast verschwindet. Es mag kleinlich erscheinen, in solcher, so ganz dem individuellen Belieben anheimgegebenen Sache kritisieren und mäkeln zu wollen; aber der Christbaum ist für unser Volksleben und wills Gott auch Volksempfinden von solcher Bedeutung, daß es mir doch der Mühe wert scheint, sich über die Quelle der Freude, die wir hier empfinden, nach allen Richtungen hin klar zu werden. Wenn ich recht urteile, so ist diese Freude auf eine doppelte Ursache zurückzuführen: auf eine symbolische und eine ästhetische. Mit der symbolischen Seite der Sache gebe ich mich hier nicht ab; ich bemerke nur kurz, daß mir auch in dieser Hinsicht eine edle Einfachheit angemessener zu sein scheint als etwas grell Zusammengeputztes. Was aber die ästhetische Seite betrifft, so kann es nach meiner Meinung doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß dasjenige, woran unser Auge sich erfreut, der Gegensatz zwischen dem dunkeln Laub der Tanne und den brennenden Lichtern ist. Ich begreife nun, wenn ich die erbärmlichen, mageren Dingerchen sehe, die so vielfach zu Christbäumen dienen müssen, vollkommen, daß dieser Gegensatz vielen Leuten nicht genügt, weil eben von dem dunkelgrünen Laube leider Gottes nicht viel da ist; wenn also die arme Arbeiter- und Handwerkerfamilie sich da durch bunte Papierschnitzelchen, Goldflitterchen u. dergl. zu helfen sucht, damit der Baum doch überhaupt nach etwas aussieht, so ist dagegen nichts einzuwenden. Wenn aber besser situirte Leute mit dem Hinweis auf die Dürftigkeit des Gegensatzes kommen, so ist ihnen einfach zu antworten: Geht und gebt ein paar Groschen mehr für ein ordentliches, dichtlaubiges Bäumchen aus, dann werdet ihr nicht mehr über Mangel an „Effekt“ klagen. Ich habe nichts dagegen, wenn für Kinder auch noch Näscherlein, vielleicht auch kleine Geschenke an den Baum gehängt werden (wiewohl auch dies nicht ohne eine gewisse Auswahl stattfinden sollte), aber der Baum ist nach meinem Geschmacke am schönsten, wenn man ihn seiner eignen Wirkung im Scheine der Wachskerzen überläßt. Indessen hat ja auch der andre Standpunkt seine Berechtigung, und ich lasse es gelten, daß eine geschmackvolle Verteilung leuchtender und glänzender Sternchen den Baum reicher und selbst künstlerisch schöner erscheinen lassen kann. Das Behängen mit beliebigen Massen bunten Papiers aber sollte man doch wirklich den Leuten überlassen, die noch nie begriffen haben, was „guter Geschmack“ ist. Schon als Kind habe ich beim Erblicken solcher bunten Bäumchen, bei denen von den schönen grünen Zweigen selbst kaum noch etwas zu sehen war, gestutzt, und habe nicht begreifen können, warum viele Leute gerade beim Anblick solcher Christbäume in ekstatische Bewunderung ausbrachen; ich will nicht behaupten, daß dies ein von Hause aus bei mir vorhandener guter Geschmack gewesen sei, aber die Widernatürlichkeit glaube ich damals schon empfunden zu haben, und deren sollte sich, glaube ich, jeder gebildete Mensch bewußt werden.

Berichtigung. Die in meinem Aufsatze über „Das Malerische in der Plastik“ enthaltene Bemerkung hinsichtlich der Licht- und Schattenwirkungen in den Etruskischen Reliefs am Ostportal des Florentiner Baptisteriums bedarf insofern einer Berichtigung, als ein paar Borderfiguren dieser Reliefs beinahe freistehen, sodas sie allerdings auch unter gewissen Verhältnissen der natürlichen Beleuchtung einen Schlagschatten auf den Hintergrund werfen können. H. L.



Literatur.

Menschen- und Völkernamen. Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete der Eigennamen. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Karl Neisner, 1885.

Um eine richtige Vorstellung von diesem interessanten Buche zu geben, müßte man die Vorrede vollständig hier abdrucken. Nicht Forschungen will der Verfasser geben, welche sich nur an das Buchstäbliche und Lautliche klammern, nur von Wurzeln und Wortstämmen und längst veralteten Namen handeln. Sein Buch soll auch keine Naxitätenammlung sein, es soll vielmehr gerade die bekanntesten und alltäglichsten Namen ins Auge fassen. Die Gesetze aufzustellen, nach denen die Namen nicht eines einzelnen Volkes, sondern in allen Ländern der Erde und zu allen Zeiten gebildet worden sind, ihr erstes Aufgehen, ihr Anwachsen, ihr allmähliches Absterben mit der Fackel einer allgemeinen Linguistik zu beleuchten, das erklärt Kleinpaul für sein Ziel. Es gelte einmal das Gemeinsame in der Entwicklung der Menschheit zu betonen und darauf hinzuweisen, daß nicht jedes Volk seinen eignen Namen hat, daß die Prinzipien der Namenbildung bei Griechen und Römern, Slawen und Germanen dieselben sind. Der Verfasser ordnet demnach die Namen der Völker und Menschen aus allen möglichen Ländern, worunter Deutschland natürlich in erster Linie steht, nach Materien, leitet sie aus Prinzipien ab und analysirt sie vom kulturgeschichtlichen Standpunkte, er giebt uns so „eine Art natürliches System der Eigennamen.“ Jeder Name wird auf Grund seiner Bedeutung in eine bestimmte Kategorie eingestellt. Die Mannesnamen z. B. zerfallen in die Gruppen, welche nach allgemeinen Eigenschaften der Person, nach einzelnen Abnormitäten, nach Kleidungsstücken und Waffen, nach Eigenschaften des Charakters, nach der Beschäftigung und schließlich nach der Heimat und dem Wohnsitz gebildet sind. Diese zählt uns Kleinpaul aber nicht in langen Reihen trocken auf, sondern er weiß sie in anmutiger Form der Darstellung miteinander in Zusammenhang zu setzen. Unbedingte Voraussetzung bei dem Werke ist, daß des Verfassers Ansicht über die Bedeutung und den Ursprung des einzelnen Namens richtig gewesen ist, und allerdings kann er, ein Schüler von Georg Curtius, verlangen, daß man ihm die Etymologien, welche nach den eingehendsten Forschungen und unter Benutzung der besten Gewährsmänner aufgestellt sind, glaube. Absolute Vollständigkeit in den Beispielen hat der Verfasser nicht erstrebt, er wollte kein Namenbuch geben. „Die Stärke liegt mehr in der Theorie und in der vielseitigen Beleuchtung einzelner Namen, die besonders typisch sind.“ Kein wichtiges Prinzip in der Namenbildung sollte übergegangen werden, für jeden Menschen- oder Volksnamen soll sich das Fach finden, in welches er gehört. Eine Fortsetzung wird, wenn diese Studien den wohlverdienten Beifall finden, die Länder-, Städte-, Berg- und Flußnamen in ihren Bereich ziehen.